GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

Mädchenkultur - Jungenkultur oder eine Kultur der Zweigeschlechtlichkeit?

Kelle, Helga

1997

https://doi.org/10.25595/662

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kelle, Helga: *Mädchenkultur - Jungenkultur oder eine Kultur der Zweigeschlechtlichkeit?*, in: Feministische Studien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, Jg. 15 (1997) Nr: 2, 131-142. DOI: https://doi.org/10.25595/662.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Walter de Gruyter Verlag.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: https://doi.org/10.1515/fs-1997-0213

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Forschungsbericht

Helga Kelle

Mädchenkultur – Jungenkultur oder *eine* Kultur der Zweigeschlechtlichkeit?

Zur Methodologie ethnographischer Kindheits- und Geschlechterforschung

Die hiesige Mädchen- und Jungenforschung ist fest in der Sozialisationstheorie verankert, es gibt inzwischen ungezählte Publikationen zur »weiblichen« und in den letzten Jahren auch immer mehr Arbeiten zur »männlichen« Sozialisation. Populäre Forschungsfragen sind seit zwanzig Jahren, von Scheu (1977) bis Böhnisch/Winter (1993), wie wir zu Mädchen und Jungen gemacht werden bzw. wie wir unsere Geschlechtsidentität erwerben – ungeachtet dessen, daß Hagemann-White schon 1984 die Aufspaltung in weibliche und männliche Sozialisation mit einem Fragezeichen versehen hat. Sie läßt sich nachhaltig von dem Umstand irritieren, daß die Suche nach Unterschieden in vielen empirischen Bereichen keine signifikanten Ergebnisse erbringt (vgl. auch Hagemann-White 1985, 1993a und 1993b). So ist es auch kein Zufall, daß sich viele sozialisationstheoretische Bemühungen auf die Erarbeitung und Verbesserung von Sozialisations*modellen* konzentrieren – meist im Anschluß an die Psychoanalyse, weil diese die Geschlechterdifferenz seit ihren Anfängen berücksichtigt hat –, und daß sie nicht etwa in empirischer Forschung münden.

Kommt man von einer anderen Seite und schaut solche Arbeiten an, die »Kinder-« oder »Jugendkultur« thematisieren, dann stellt man fest, daß in diesem Bereich zwar viel empirisch geforscht wird, daß aber die Geschlechterdifferenz nur eins der Nebengleise dieser Forschung darstellt. Außerdem bleibt der Kulturbegriff in solchen Wendungen wie »Freizeitkultur« oder »kulturelle Stile« meist der ästhetischen Praxis – Mediengebrauch, Mode, Musikgeschmack u. ä. – vorbehalten (vgl. Hengst 1993, vgl. Zinnecker 1987, vgl. Baacke 1993).

Das empirische Interesse für die kulturelle Praxis von Kindern und Jugendlichen in einem weiteren Sinne, für dasjenige, was Mädchen und Jungen untereinander und miteinander tun, ist nur relativ schwach ausgebildet. Tzankoffs (1995) Überblick über deutschsprachige interaktionistische Schulstudien unter Berücksichtigung der

Kategorie Geschlecht seit den 70er Jahren zeigt, daß man diese an zwei Händen abzählen kann, wobei man die eine Hand für solche Studien braucht, die sich LehrerInnen-SchülerInnen-Interaktionen widmen. Die hiesige Forschung vernachlässigt die Gleichaltrigenkultur, die konkreten Aushandlungen, die Kinder in ihrer Alltagskultur umtreiben (vgl. jedoch Krappmann/Oswald 1995; vgl. zur Erforschung der Gleichaltrigenkultur auch ausführlicher Kelle/Breidenstein 1996).

Die Grundlage dieses Diskussionsbeitrags zur Forschung an der Schnittstelle von Kinderkultur-[1] und empirischer Geschlechterforschung bilden deshalb zwei neuere Ethnographien von amerikanischen Autorinnen: Barrie Thornes »Gender Play. Girls and Boys in School« (1993) und Donna Eders »School Talk. Gender and Adolescent Culture« (1995).[2] Beide Arbeiten stehen im Kontext der US-amerikanischen Kindheitsforschung und im Zusammenhang von deren wachsender Aufmerksamkeit für »Geschlecht« einerseits und ethnographische Methoden andererseits. War diese Forschung zunächst entwicklungspsychologisch und sozialisationstheoretisch motiviert, so entwickelte sich seit Beginn der 80er Jahre doch eine wachsende Kritik an dieser Orientierung aus soziologischer Sicht. Sie sei erwachsenen-, entwicklungs- und individuumzentriert, und sie arbeite tendenziell mit funktionalistischen oder zumindest teleologischen Annahmen. Einflußreiche Auffassungen von Sozialisationsforschung, so die Kritik, nahmen weder Kinder und deren Praktiken, noch mikrosoziale Prozesse ernst. Folglich rückten zunehmend auch die *gegenwärtigen* sozialen Bedeutungen der Interaktionen in peers in den Blick der Forschung. Diese gegenstandsbezogene Umorientierung erforderte auch methodische Neuerungen und führte zum vermehrten Einsatz ethnographischer Methoden. Umgekehrt führte in manchen Arbeiten der Einsatz ethnographischer Methoden zur Entdeckung neuer Gegenstände.

Die Bedeutung der Geschlechterseparation bei der Bildung von Gruppen unter Schulkindern stellte im Kontext der peer culture Forschung eine prominente Beobachtung dar und war verantwortlich für die Prägung der These von den zwei »getrennten Welten« in der mittleren Kindheit, an die sich die Annahme anschloß, daß Mädchen- und Jungenkultur auch getrennt zu untersuchen seien. Als getrennte Kulturen wurden sie dann gegenübergestellt: So vergleichen etwa Thorne & Luria (1986) die Interaktionsformen in Jungengruppen mit denen von Mädchengruppen oder Eder & Parker (1987) beschreiben den Einfluß außerunterrichtlicher Aktivitäten auf die Ausbildung geschlechtsspezifischer Statusnormen.

Thorne und Eder ging es als feministischen Soziologinnen zunächst darum, die Eigenständigkeit von Mädchen- und Jungenkultur in den Blick zu rücken. Die beiden hier diskutierten Monographien stellen jeweils den vorläufigen Abschluß langjähriger ethnographischer Forschungsprojekte dar, die die Autorinnen (meist zusammen mit anderen) zuvor in ganzen Serien von Aufsätzen in die Diskussion eingebracht haben (vgl. Literaturliste). Seit vielen Jahren engagieren sie sich in diesem Forschungsgebiet – mit sich wandelnden Konzepten. So ist Thorne sowohl maßgeblich an der Formulierung der »getrennte Welten«-These (vgl. Thorne/Luria 1986) als auch an deren Kritik und Überwindung beteiligt (vgl. Thorne 1990 und 1993). Um die methodologischen Hintergründe für diese Verschiebung, aber auch für Eders Festhalten an der getrennten Fokussierung auf Jungen- und Mädchenpeers geht es in diesem Beitrag. Denn die Konstruktion von Forschungsgegenstand und Theorie ist auf dem Gebiet der Geschlechterforschung in die methodologische Diskussion geraten: kritisiert wird die »Reifizierung« von Geschlechterun-

terschieden und der Mangel an Arbeiten, die die Geschlechterunterscheidung *selbst* zum Forschungsgegenstand machen (vgl. Gildmeister/Wetterer 1992; vgl. auch die Beiträge in den FS 2/1993). Wie lassen sich die beiden hier vorzustellenden neueren Studien auf diese Methodologiediskussion beziehen oder wie beziehen sie sich selbst darauf?

Ich gehe zunächst auf ethnographische Methoden und Gegenstände von Thorne und Eder ein, um dann im zweiten Teil ihre theoretischen Konzepte und Ergebnisse zu reflektieren. Der dritte Teil geht der Frage nach, welche Konsequenzen sich aus der Kontrastierung der beiden Bücher für die aktuelle Methodologiediskussion in der Geschlechterforschung ergeben. Diese Debatte um methodologische Postulate stellt sich anders dar, wenn man von der Seite der Forschungspraxis und -pragmatik herkommt. Die methodologischen Dilemmata werden klarer.

Ethnographische Methoden und Gegenstände

Beide Forscherinnen führten teilnehmende Beobachtungen in Schulen durch, Thorne in den Jahrgangsstufen 4 und 5, Eder in den Jahrgangsstufen 6 bis 8.[3] Die Eingrenzung des Beobachtungsgegenstandes erfolgt jeweils durch den Begriff »peer culture«. Beiden ethnographischen Arbeiten ist gemeinsam, daß sie die Analyse kultureller Praktiken betreiben: sie fragen danach, was die Kinder *miteinander* tun – also nicht primär nach der »Geschlechtsidentität«, dem »Selbstbild« o. ä. individuumzentrierten Gegenständen.

Während Thorne nun »borderwork«, die Arbeit an der Grenze zwischen den Geschlechtern beschreibt und schwerpunktmäßig Interaktionen zwischen Jungen und Mädchen analysiert, gilt Eders Aufmerksamkeit geschlechtsspezifischen Praktiken, d. h. sie interpretiert im wesentlichen Interaktionen und Verständigungsprozesse innerhalb der jeweiligen Geschlechtsgruppen. Bei Thorne ist das mehrdeutige »gender play« der Gegenstand – damit ist sowohl zusammenfassend das Spiel der Geschlechter als auch das Spiel mit Geschlechterstereotypen wie auch die Aktivierung der Geschlechterunterscheidung in Spielen gemeint. Eder dagegen nennt ihren Gegenstand »school talk«, das sind die Sprachspiele, die aufgrund der Dominanz geschlechtshomogener peer groups in der Schule vorwiegend je unter Mädchen und unter Jungen ablaufen und sich spezifisch unterscheiden.

Dieser unterschiedliche Zuschnitt des Forschungsgegenstandes in den beiden ethnographischen Arbeiten ist hier zunächst der Ausgangspunkt für eine Methodenreflexion. In welcher Beziehung stehen Wahl der Methode und Gegenstandskonstruktion?

Ethnographische Methoden qualifiziert im Verhältnis zu anderen Methoden in der Sozialisationsforschung zunächst einmal, daß sie genuin (mikro-)soziologische Forschungsfragen methodisch umsetzen: beobachtbar ist nicht die Entwicklung von Personen, sondern es sind die Interaktionen, die Aktivitäten, die kulturellen Praktiken innerhalb eines gegebenen natürlichen Feldes. Zu betonen ist, daß die Ethnographie aufsuchende Methode ist, die Forscherin begibt sich »ins Feld«, um am Lebensalltag derjenigen, die sie erforscht, teilzunehmen. Dabei dreht es sich nicht einfach darum, beim Zugang zum Forschungsgegenstand auf den Filter Fragebogen, Interview, Gruppendiskussion oder dergleichen zu verzichten. Vielmehr ist die jeweilige Methode selbst in die Konstruktion des Forschungsgegenstandes involviert: erfragen kann man Meinungen und Konzepte der Teilnehmer über ihre Praxis, erhält damit aber lediglich Korrelate zu deren ›authentischem‹ Ablauf, erhält also der Form nach z. B. so etwas wie zusammenfassende Rekon-

struktionen, bewertende Reflexionen, Beispielserzählungen, ›Gebrauchsanweisungen‹ oder auch Karikaturen. Strenggenommen bekommt man kulturelle Praktiken also nur in den Blick, sofern es methodisch gelingt, sie in ihrer Durchführung einzufangen. Dies strebt z.B. die Konversationsanalyse mit audio-visuellen Aufzeichnungen aus natürlichen settings an. Bergmann (1985) unterscheidet zwischen »registrierender« und »rekonstruierender Konservierung« sozialer Wirklichkeit. Der zweite Begriff charakterisiert die herkömmlichen Formen der Datengewinnung in der Soziologie über z.B. Interviews oder auch Beobachtungsprotokolle, beiden Formen sei gemeinsam, daß sie eine Darstellung sozialer Wirklichkeit »ex post« erzeugen.

Eder setzt in ihrer Studie das Interesse für authentischen »school talk« so um, daß sie Tonaufzeichnungen von Gruppengesprächen in der Schulmensa verwendet. Thorne dagegen hat an vielen Orten beobachtet, im Klassenraum, in der Mensa, auf dem Schulhof; sie ist häufig mit den Kindern auf ihren Wegen mitgegangen. Diese Mobilität und Vielfalt an Beobachtungssituationen erschwert aber den Einsatz von Aufzeichnungsgeräten, so daß Thorne im wesentlichen auf Feldnotizen zurückgreift, die im Vergleich zu Aufzeichnungen als Repräsentationen kultureller Praktiken eine verdichtetere Form darstellen.

Folgt man Bergmann (1985), so eröffnen die unterschiedlichen Formen der Materialgenerierung auch unterschiedliche Analysemöglichkeiten. Man kann kritisch gegen eine rekonstruierende Form, wie Thorne sie anwendet, vorbringen, daß sie lediglich sinnstiftende Erzählung ist, deren Beziehung zum tatsächlichen Geschehen loser ist als die von Transkripten.[4] Nach der Thematisierung der »Krise der ethnographischen Repräsentation« (Berg/Fuchs 1993; vgl. auch Clifford/Marcus 1986) scheint jedoch weder ein naiver Einsatz ethnographischer Erzählungen, noch eine objektivistische Überhöhung von Transkripten länger angezeigt. Im Zuge dieser Diskussion werden entsprechende Forschungsarbeiten im Hinblick auf ihren je eigenen Abbildungsanspruch dekonstruiert: die einen analysiert man textkritisch als Narrationen (vgl. Geertz 1993) und die anderen kritisiert man neuerdings für ihre »szientistische Betrachtung von extrahierten Dokumenten als interpretationsfreien ›Originalen‹« (vgl. Amann/Hirschauer 1997). Die Reflexivitätsdebatte wirft also die Frage auf, wie Forscherinnen sich zur eigenen Gegenstandskonstruktion qua Methode verhalten. In Thornes Text gibt es immer wieder reflexive Schleifen, in denen die Autorin das eigene »sense-making« zum Thema macht. Sie wendet die angesprochene Reflexivitätsdebatte produktiv und gestaltet einen selbstkritischen und dadurch angenehm zu lesenden Text, daß er einen an den Lernprozessen der Autorin, die diese auf dem Wege der Konzeptualisierung kinderkultureller Praktiken durchgemacht hat, teilnehmen läßt. Eders Duktus ist ein anderer. Ihr Material kann den Anspruch auf einen größeren Detaillierungsgrad in der Repräsentation der Ausübung kultureller Praktiken erheben. Dies mag die Grundlage dafür sein, daß Eder sich weniger reflexiv mit dem eigenen Tun beschäftigt, als damit, für die »daily speech routines« den Gestus der Zeigenden anzunehmen. In ihrem Vorgehen tut sich allerdings eine Schere auf zwischen Deskription und Theoretisierung, wenn sie auch zu zeigen beansprucht, »how language becomes the basis for maintaining power differences between males and females as well as for providing creative opportunities to challenge limiting gender roles« (Eder 1995, 4). Welche Theorien und analytischen Ergebnisse die beiden Autorinnen mit ihren jeweiligen Vorgehensweisen ansteuern, darum soll es nun ausführlicher gehen.

Theoretische Konzepte und Ergebnisse

Die Methodenreflexion deutet auf einen interessanten Überkreuzeffekt hinsichtlich Anlage, Durchführung und Theoretisierung in den beiden Studien hin: Eder ist in der Materialerhebung ›empiristischer‹, sucht den Sinn der beobachteten Praktiken aber gewissermaßen außerhalb von deren situierten Durchführungen, wenn sie auf Reproduktion und Überwindung der Geschlechterungleichheit abhebt; Thorne dagegen ist angreifbare Erzählerin der Praktiken, bleibt in der Interpretation aber stärker bei deren situierter Durchführung, wenn sie sich auf die Eigenlogik und kontextsensitiven Bedeutungen von »Wettkämpfen«, »Jagden«, »rituellen Beleidigungen« u. a. innerhalb der Gleichaltrigenkultur konzentriert.

Wie beziehen sich Thorne und Eder konkret auf die Geschlechterunterscheidung? Der bislang verbreiteten Forschungslogik, die sich an der (altersspezifischen) Geschlechterseparation orientiert und im Anschluß daran nach Geschlechtsspezifika sucht, hält Thorne entgegen, daß die Gelegenheiten, bei denen Jungen und Mädchen zusammen sind, theoretisch genauso signifikant seien.[5] Mit den getrennten Kulturen werde nur eine besonders sichtbare Dimension des Geschlechterverhältnisses beschrieben. Im Hinblick auf eine Soziologie der Geschlechterdifferenz konstatiert sie außerdem, daß die vergleichende Forschung die Kohärenz innerhalb der jeweiligen Geschlechtsgruppen übertreibt. Diese Kritik bezieht sich darauf, daß die Unterschiedsforschung das ›Mädchen ungleich Junge‹ immer schon wichtiger nimmt als das ›Mädchen ungleich Mädchen‹.

Diese Kritikpunkte haben Thorne zu einer Reihe von forschungsstrategischen Schritten veranlaßt. In ihrer Monographie macht sie die Interaktionen zwischen Jungen und Mädchen zu einem wichtigen Fokus. Sie nimmt die Geschlechtertrennung außerdem nicht als gegeben, sondern richtet den Blick auf die Praxis der Trennung, wenn sie von »choreography of gender separation and integration« spricht. Sie verschiebt die Forschungsfrage im Hinblick auf die Geschlechterseparation vom »warum« zum »wie« und grenzt sich damit theoretisch sowohl von psychoanalytischen als auch von strukturfunktionalistischen Erklärungsmodellen ab.

Insbesondere mit dem Begriff »borderwork« und seiner Entfaltung am empirischen Material macht Thorne deutlich, daß die Grenze zwischen den Geschlechtern nicht fix ist, sondern in der kulturellen Praxis bearbeitet wird, vor allem in Spielen wie z. B. sogenannten »Invasionen« oder in »Beschmutzungsritualen«. Der Begriff Invasion – um hier ein Beispiel zur Demonstration der Art von Ergebnissen, zu denen Thorne kommt, aufzugreifen – bezeichnet für die Kinder das Eindringen in Territorien des anderen Geschlechts, das als Provokation interpretiert wird. Allerdings, so kann man in analytischer Betrachtung sagen, werden die geschlechtsdefinierten Territorien auch erst durch und in den Interaktionen im Rahmen von »Invasionen« zur Darstellung gebracht. Die Geschlechterunterscheidung funktioniert hier als Ressource für das Anheizen spontaner Spiele und erlangt darin einen spezifisch situativen Sinn.

Als ein weiteres Gebiet der Arbeit an Grenzen untersucht Thorne Formen des »crossing«: sie findet ihre Abneigung gegen »Geschlecht als Dichotomie« hier auch im Feld wieder, in den Praktiken einzelner Kinder, die geschlechtsuntypische Aktivitäten starten.

Man könnte sagen, daß Thorne mit ihrer Forschung für ein bestimmtes Feld umsetzt, was hierzulande immer häufiger als allgemeines Desiderat formuliert wird (vgl. Hagemann-White 1993; vgl. Hirschauer 1993): die Reifizierung der Geschlechterunterscheidung und Übertreibung von Geschlechtsspezifika in der

empirischen Forschung zu überwinden zugunsten einer Erforschung von »doing gender« und »gender in context« (Thorne, 108). Thorne öffnet ihr empirisches Interesse für die Vielfalt, die Widersprüche und Ambiguitäten der kulturellen Praxis, die von dichotomischen oder dualistischen Konzepten bisher eher zugedeckt wurden. Man kann Thornes Anliegen außerdem parallel zu Hagemann-Whites Aufmerksamkeit für das »System der Zweigeschlechtlichkeit« auffassen: »To move our research wagons out of the dualistic rut, we can, first of all, try to *start with a sense of the whole rather than with an assumption of gender as separation and difference*« (ebd., Hervorhebung durch Thorne). Die Metaphorik ist Ausdruck von Thornes Engagement in dieser Frage.

Im Vergleich zu Thornes Versuch, in der empirischen Geschlechterforschung neue Wege zu gehen, wirkt Eders Herangehensweise traditioneller, da sie weitgehend an einer getrennten Fokussierung auf Mädchen und Jungen festhält. Thornes Umgang mit dem »different cultures approach« ist rhetorisch geschickt: im Rahmen eines eigenen Kapitels geht sie selbstreflexiv und -kritisch darauf ein und zeigt damit die Verschiebung ihrer Forschungsperspektive an, vermittelt noch in der Kritik aber auch einiges von der empirischen Berechtigung dieses Ansatzes. Eder dagegen ist die Reifizierung der Geschlechterunterscheidung noch gar nicht zum Problem geworden. Dafür gibt es einen starken empirischen Grund: ihr Material fokussiert auf Gespräche am Mittagstisch, die Zusammensetzung der sich unterhaltenden Kindergruppen ist bis auf wenige Ausnahmen geschlechtshomogen. Außerdem repräsentieren die verschiedenen Eßgruppen unterschiedliche Statusgruppen in der Schülerschaft. Durch die feldtypische Separation, aber auch durch die geschlechtsspezifischen und relativ eindimensionalen Möglichkeiten, Status zu generieren – »extracurricular sport activities« für die Jungen und »cheerleading« für die Mädchen –, konstituieren sich die unterschiedlichen »school talks«. Eders Fokus ist begründet in dem außerordentlichen Stellenwert, der geschlechtshomogenen Gruppen innerhalb der Gleichaltrigenkultur der junior high schools nach wie vor zukommt.

Die Jungen reden über ihre »rauhen« Sporterlebnisse, tauschen rituelle Beleidigungen aus, necken sich mit sexualisierten Schimpfwörtern oder sexuellen Anspielungen. Die Mädchen verhandeln in erster Linie »appearance norms« untereinander und »lästern« über Abwesende. Eder hat zwar im feldeinführenden Kapitel auch einen Abschnitt zu Interaktionen zwischen Jungen und Mädchen, thematisiert hier aber fast nur die Bedeutungen des »going with«. Außerdem differenziert sie ihre Beschreibung immer schon mittels Zuschreibung des Geschlechts an die Akteure, z. B. »girls as teasers and insulters«. Anders als Thorne hat sie damit nicht die Praxis der Geschlechterunterscheidung selbst im analytischen Blick, sondern setzt diese als gegeben voraus. Man könnte auch sagen, daß ihr analytisches Interesse erst einsetzt, wo sich die Geschlechterseparation im Feld schon vollzogen hat. Die Beschränkung auf bestimmte Beobachtungssituationen verstellt den Blick auf dasjenige, was Thorne »choreography of separation and integration« nennt.

Die Analyse der Diskurse unter Jungen und unter Mädchen, die Eder dann durchführt, entfaltet die Sprechpraktiken der Jugendlichen und deren Relevanz für die kulturellen »gender scripts« allerdings sehr anschaulich. Am interessantesten sind in diesem Zusammenhang die Passagen, in denen sich die Autorin ganz auf eine Analyse kommunikativer Formen konzentriert, z. B. »sexual teasing«, »ritual and serious insults«, »gossip«, »collaborative teasing«. In diesen Abschnitten gibt es deutliche Parallelen zu der Konzeptualisierung kultureller Praktiken bei Thorne. Eder hat dieser die Do-

kumentation des O-Tons der Kinder voraus, die sich auf die Analyse auswirkt (vgl. Abschnitt ethnograpische Methoden). Sowohl die Themen als auch deren detailgenaue Durchführung im Gespräch werden im Wechsel von Materialpräsentation (Transkriptausschnitte) und Interpretation herausgearbeitet. Auf diese Weise kommt sie zu Differenzierungen wie der folgenden, die im Zusammenhang der Beschreibung der Praxis des »gossip« unter Mädchen steht:

»Given the importance of good looks for gaining status among peers and avoiding negative evaluations, it is not surprising that girls devote so much attention to their appearance. Ironically, another relative frequent theme of gossip was negatively judging others for putting too much emphasis on their looks. Girls seemed particularly critical of girls who tried to stand out in some manner« (Eder 1995, 114).

Eders Sache ist nicht so sehr der Vergleich und das kulturtheoretische Abheben auf »zwei Welten«, sie führt diese sozusagen implizit mit. Vielmehr geht sie davon aus, daß die männlichen und weiblichen Jugendlichen Mitglieder einer Kultur sind. Die Jugendkultur ist bei ihr Teil und Vorstufe einer allgemein asymmetrischen Kultur der Geschlechterungleichheit und -ungerechtigkeit. Eder zielt also auf andere Theoretisierungen als Thorne, sie variiert ihre theoretischen Bezüge, ihre Forschungslogik ist in dieser Hinsicht brüchig. Thornes mikrosoziologische Konzentration auf die Beschreibung und Theoretisierung der kulturellen Praktiken als solchen ist Eder nicht genug.

Zum einen formuliert sie sozialpsychologische Thesen wie etwa die, daß Angst und Unsicherheit über den eigenen sozialen Stand Angst vor sexueller Abnormität produziert, was die Norm der Heterosexualität in Interaktionen und den »speech routines« so einflußreich macht. Hier arbeitet Eder Ungleichheiten in den sexualisierenden Zuschreibungen heraus, z. B. die für Mädchen und Jungen ungleichen Effekte durch die Unterstellung von Promiskuität: während sie bei Jungen positiv bewertet wird, führt sie für Mädchen zu der Etikettierung als »sluts«. Zum anderen zieht sich eine eher kultursoziologisch-reproduktionstheoretisch angelegte Perspektive durch: immer wieder kommen sowohl kulturelle Regelmäßigkeiten als auch Ausnahmen in den analytischen Blick. Eder hat dabei ein Modell von kultureller Reproduktion und kulturellem Wandel im Kopf, das sich über »scripts« und überhaupt über Sprache vermittelt. Das führt dazu, daß sie einzelne »speech routines« wie z. B. das »story telling« der Form nach als widerständiger gegenüber patriarchalen Normierungen identifiziert, weil es flexibler als andere Formen sei. Ein nicht zu vernachlässigender Motor ihrer Analyse ist dieses »finding ways to resist«. Daraus resultiert aber auch die geradlinige und eindeutige Anlage ihrer Untersuchung: sie weiß schon im voraus, daß wir in einer sexistischen Kultur leben und erwartet, diese auch unter Jugendlichen zu finden, was sie dann auch tatsächlich tut. Eder hat anderen feministischen Arbeiten mit ähnlichen Befunden die ethnographische Arbeit voraus, aber ihre Beschreibung der Jungenkultur wirkt recht enggeführt im Hinblick auf deren Funktionieren in einer sexistischen Gesellschaft. Die Darstellung der Mädchengruppen ist dagegen vielschichtiger und behandelt Ambivalenzen.

Auch hier ist wieder ein Unterschied zu Thorne zu markieren, deren Ernstnehmen der situativen und situierten Logik der Kinderpraktiken sie an manchen Stellen in ein ketzerisches Verhältnis zur gesellschaftstheoretischen feministischen Tradition bringt. Dadurch, daß Thorne Praktiken der Geschlechterunterscheidung untersucht, ist die Relevanz ihrer Ergebnisse für eine soziologische Betrachtung der Geschlechterdifferenz, die an Geschlecht als Klassifikationskriterium interessiert ist, verbürgt. Eder, die

die Unterscheidungspraktiken als solche nicht analysiert, muß ihren theoretischen Bezug zu einer Soziologie der Geschlechterdifferenz anders konstruieren. Denn die Beschreibung solcher Praktiken wie »Beleidigen« oder »Lästern« führt in ein differenzierungstheoretisches Problem: wer sagt, daß und wie die Unterscheidung der Geschlechter für diese Praktiken relevant ist? Welchen Stellenwert hat das Geschlecht der Teilnehmer für diese Praktiken, wo ist es möglicherweise irrelevant? In welchen Praktiken inszenieren Kinder Mädchen- und Jungenkultur, in bezug auf welche Praktiken oder Situationen kann man dagegen von einer allgemeinen Kinderkultur sprechen? Eder greift zur Plausibilisierung ihres Blicks auf Differenzen auf sozialisations- und reproduktionstheoretische Bausteine zurück, die die beobachteten Praktiken in den Kontext einer allgemeinen und dauernden Kultur der Geschlechterungleichheit rücken. Thorne dagegen bestreitet gerade die Annahme der Dauerrelevanz der Geschlechterunterscheidung.

Die letzten beiden Kapitel in Eders Buch (»Reconsidering Gender, Talk, and Inequality« und »Where Do We Go from Here?«) stellen zusätzlich einen Bruch zu den vorangegangenen Ausführungen dar, und zwar vor allem im Sprachduktus. Sie geraten der Autorin stellenweise zur Predigt, bis hin zu dem Vorschlag, Mädchen und Frauen sollten sich von äußerem Druck ab- und inneren Werten in Fragen von Schönheit und Zuneigung zuwenden. Was vorher ambivalent und spannend war, wird noch einmal weg vom Material auf eine eindeutige Folie (Geschlechterungleichheit) gezogen und mit Ratschlägen für die pädagogische Praxis versehen. In dieser Hinsicht gibt es allerdings auch wieder eine Parallele zu Thornes Buch: auch sie widmet ihr letztes Kapitel den »Lessons for Adults«. Die Gleichaltrigenkulturstudien sind sich ihres Eigensinns nicht so ganz sicher und laufen auf praktische bzw. pädagogische Tips hinaus, die wie ein Fremdkörper im Verhältnis zum ethnographischen Rest des Textes wirken. Die ethnographische Kindheitsforschung hat sich zwar zu einem guten Teil in Abgrenzung zu herkömmlichen sozialisationstheoretischen und pädagogischen Fragestellungen konstituiert (vgl. hierzu ausführlicher Kelle/Breidenstein 1996), doch scheinen diese zumindest die beiden hier behandelten Autorinnen am Ende ihrer Forschungsarbeiten wieder einzuholen im Sinne der Frage »ethnography – what for?«. Dies muß am Feld liegen: im Unterschied zu soziologisch-ethnographischer Forschung in anderen Feldern, man denke z.B. an Subkultur- oder Berufskulturstudien, beschränkt sich das analytische Verhältnis von Thorne und Eder auf die Diskurse der Kinder, während die Autorinnen sich in die von Erwachsenen geführten pädagogischen Diskurse ihrer Felder relativ nahtlos einfügen.

Konsequenzen für die Methodologiediskussion in der Geschlechterforschung

Die Kontrastierung der Bücher von Thorne und Eder verweist auf mindestens zwei methodologische Probleme, die in den vorangegangenen Abschnitten bearbeitet, wenn auch nicht durchgängig systematisch differenziert wurden. Das eine, setzt man bei der ethnographischen Methode an, ist das allgemeine Problem des Zusammenhangs von Gegenstand, Methode und Theorie, der Rekursivität von theoretischen Prämissen, methodischer Durchführung einer Fragestellung und Theorie als Ergebnis. Hier geht es um die Frage der methodologischen Absicherung des empirischen und theoretischen Gegenstandsbezugs. Das andere Problem, kommt man von der Seite der empirischen Geschlechtersoziologie im besonderen, ist das der Reifizierung der Geschlechterdifferenz durch die Forschung, die sich diesem Thema widmet.

Zusammenhang und Differenz beider Probleme werde ich nun abschließend noch einmal aufgreifen.

Thornes Kritik an der »getrennte Welten«-These erhöht ihre Aufmerksamkeit für die Reflexivität ihres Feldes: »gender play« heißt nicht zuletzt das Spiel mit Geschlechtsbedeutungen. Die Perspektive auf die Praxis der Geschlechterunterscheidung als Spiel akzentuiert deren Variabilität. Der praxeologische Akzent, die Frage nach dem »wie« der Durchführung, führt weg von reproduktions- oder sozialisationstheoretischen Ableitungen, die über den empirischen Gegenstand im engeren Sinne hinausweisen. Thornes Entdeckungen basieren auf diesem Sich-Einlassen auf die Eigenlogik der kulturellen Praktiken im Feld, auf die Analysierbarkeit lokalen Sinns, der mit Begriffen wie »Patriarchat« oder »Sexismus« viel zu restriktiv behandelt würde.

Eders doppelte Orientierung auf Reproduktion und Überwindung der gesellschaftlichen Geschlechterungleichheit führt nicht grundsätzlich aus dem Forschungsdilemma heraus, das reproduktionstheoretische Grundannahmen hervorbringen: sie vermeidet zwar eine rein funktionalistische Erklärung für die jugendkulturellen Praktiken, das Problem ist aber, daß sie die Praktiken überhaupt in einen ihnen weitgehend äußerlichen Erklärungszusammenhang einordnet, der sozusagen an das empirische Material herangetragen wird.

Lassen sich soziale Ungleichheit und gesellschaftliche Ungerechtigkeit – die z. B. in Sozialstatistiken abgebildet werden – demnach in ethnographischen Studien nicht thematisieren? In dieser Frage kann eine ethnographisch konsequente Haltung weiterhelfen: die Thematisierung von Geschlechterasymmetrien muß sich aus der Rekonstruktion der *feldspezifischen* Praktiken zur Geschlechterunterscheidung und der diesbezüglichen *Teilnehmerdiskurse* ergeben. Hierzu lassen sich sowohl bei Thorne als auch bei Eder instruktive Beispiel finden.

Die Kritik an der »getrennte Welten«-These hat neben Thorne auch bei anderen Ethnographen der Kinderkultur, z. B. bei Krappmann und Oswald (1995), zu einer Fokussierung auf Mädchen-Jungen-Interaktionen geführt. Praktiken der Geschlechterunterscheidung im Sinne *eines* kulturellen Systems greifen allerdings nicht nur da, wo beide Geschlechter präsent sind und unmittelbar interagieren. Darüber, ob Geschlechtsbedeutungen situativ relevant sind, entscheidet nicht schon die Anwesenheit beider Geschlechter. Bei einer methodologisch begründeten Perspektivverschiebung in der Geschlechterforschung gilt es also, wiederum eine Verengung des Blicks auf bestimmte empirische Phänomene zu vermeiden. Die Orientierung an gemischtgeschlechtlichen settings wäre soziologisch und kulturanalytisch eine zu oberflächliche Maßgabe.

Gewissermaßen am Gegenbeispiel von Eders Arbeit kann man diesbezüglich das Dilemma verdeutlichen, in das das methodologische Postulat führt, die Geschlechterunterscheidung selbst sei zu untersuchen. Besonders für geschlechtshomogene settings, aber nicht nur für diese ist zu fragen, wie die ethnographische Forschung die Relevanz der Geschlechterunterscheidung in den Fällen thematisieren will, in denen die Erforschten selbst daraus kein Thema machen. Die ethnographische Beschreibung greift dann zurück auf – sie reifiziert – die kulturell immer schon vorgenommene Identifikation der Teilnehmer als Mädchen und Jungen. So geht auch Thorne, die methodologisch reflektiertere, methodologisch gesehen unorthodox vor, wenn sie z. B. »Invasionen« eindeutig als Jungenaktivität erkennt.[6] Als Ethnographinnen können und müssen letztlich beide Autorinnen darauf aufbauen, daß nicht zuletzt die Kinder in ihrem Feld sich konstant als »Jungen« und »Mädchen« begreifen. Auch Thorne spricht selbstverständlich von »Mädchen« und »Jungen«, weil andernfalls

ihre Beschreibung zu dünn zu geraten drohte oder sie gezwungen wäre, wichtige Beobachtungen außer Acht zu lassen. Aus der eigenen Involviertheit in die Geschlechterunterscheidung kämen Ethnographinnen also nur dann heraus, wenn sie für die Kulturbeschreibung auf die diesbezüglichen Selbstrepräsentationen des Feldes verzichteten. Gerade das ist aber für ethnographische Forschung widersinnig.

Die Unvermeidlichkeit der Reifizierung in der ethnographischen Beschreibung läßt sich zeigen, wenn man nach anderen Darstellungsressourcen sucht: »ein Kind aus einer anderen Klasse« reifiziert die Bedeutung der Einteilung der Kinder in Klassen, »ein jüngeres Kind« reifiziert die Bedeutsamkeit von Altersdifferenzen, und überhaupt, spricht man von »Kindern«, dann reifiziert man die Differenz Kinder – Erwachsene. Nicht nur der empirischen Geschlechterforschung sollte »Reifizierung« demnach ein Problem sein. Der Umstand aber, daß es sich um ein allgemeines methodologisches Dilemma handelt, hat m. E. Rückwirkungen auf die methodologische Debatte in der Geschlechterforschung. Was man erreichen kann, ist nicht die Lösung, sondern die reflexive Bearbeitung des Dilemmas.

Man könnte Eder zugute halten, daß sie sich auf ein Problem, wenn sie es allgemein nicht lösen kann, dann auch in bezug auf die Geschlechterunterscheidung nicht notwendig einzulassen braucht. Die methodologisch entscheidende Differenz scheint mir aber darin zu liegen, ob Forscherinnen in einem substantiellen Sinn davon ausgehen, es mit Jungen und Mädchen zu tun zu haben, oder ob sie »Jungen« und »Mädchen« z. B. als Diskursphänomene reflektieren. Die Unterscheidung selbst zum Phänomen zu machen, bedeutet außerdem, Mädchen- oder Jungenpraxis nicht für sich genommen, sondern innerhalb des kulturellen Systems der Zweigeschlechtlichkeit zu erforschen. Auch »geschlechtsspezifische Kulturen« leben von der Geschlechterunterscheidung als solcher, die Bezogenheit auf das ›Andere‹ ist konstitutiv für das ›Eigene‹. Die ethnographische Fokussierung auf die kulturellen Praktiken und Diskurse der Geschlechterdifferenzierung kann eine erhellende Distanzierung von Identitätszumutungen, die uns nur allzu vertraut sind, mit sich bringen.

Anmerkungen

Ich danke den Kollegen und Kolleginnen aus dem Kolloquium über neuere Forschungsarbeiten zur »Geschlechtersozialisation« im Sommersemester 1997 für ihre Kritik.

1 Der Einfachheit halber spreche ich hier und im folgenden nur noch von Kinderkultur, binde damit die Jugendkultur aber ein.

2 Diese beiden Monographien wurden aus einer Reihe von vergleichbaren ethnographischen Studien als Beispiele ausgesucht (s. Literaturliste). In der deutschsprachigen Gleichaltrigenforschung mit dem Fokus auf Geschlecht orientieren sich nur Krappmann/Oswald (1995) methodisch an der Ethnographie. Zusammen mit Georg Breidenbach arbeitet die Autorin zur Zeit an einer ethnographischen Monographie in diesem Themengebiet.

3 Die Präferenz ethnographischer Kindheitsforschung für das Feld Schule hat mit der administrativ leichter regelbaren Zugänglichkeit dieses Feldes gegenüber anderen zu tun, aber auch mit dem vermuteten Stellenwert der Sozialwelt Schule im Leben von Kindern.

4 Die Argumentation für den Einsatz dieser Methode hält ihr gerade dasjenige zugute, was die Kritiker ihr vorwerfen: die Sinnerzeugung zweiter Ordnung durch die Forscherin, so wird im Anschluß an Schütz argumentiert, ist angelehnt an die Sinnerzeugung erster Ordnung durch die Teilnehmer im Feld, die diese immer schon natürlich betreiben. Die Forscherin betreibt so betrachtet Bedeutungskonstruktion analog zu den Teilnehmern des Feldes.

5 Ein ähnlich gelagertes Unbehagen angesichts ihrer Beobachtungen im Feld,

bei denen Jungen-Mädchen-Interaktionen eine nicht unbedeutende Rolle spielen, veranlassen auch Krappmann und Oswald (1995, Kap. 11 und 12) zu einer entsprechenden Kritik. Zentrales Kriterium der Aufmerksamkeitsrichtung dieser Autoren bleiben aber die Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen.

6 Wobei eine orthodoxe Vorgehensweise mit Luhmanns Diktum charakterisiert werden kann, daß man eine Unterscheidung, mit der man selbst operiert, nicht beobachten kann.

Literatur

Adler, Patricia A./Kless, Steven J./Adler, Peter (1992): Socialization to Gender Roles: Popularity among Elementary School Boys and Girls. *Sociology of Education* 65, S. 169–187.

Amann, K./Hirschauer, S. (Hrsg.) (1997): *Die Befremdung der eigenen Kultur.* Frankfurt/M. (im Erscheinen).

Baacke, Dieter (1993): *Jugend und Jugendkulturen.* Weinheim und München.

Bergmann, Jörg (1985): Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit. Aufzeichnungen als Daten der interpretativen Soziologie. *Soziale Welt,* Sonderband 3, S. 299–320.

Böhnisch, Lothar/Winter, Reinhard (1993): *Männliche Sozialisation. Bewältigungsprobleme männlicher Identität im Lebenslauf.* Weinheim und München.

Breidenstein, Georg/Kelle, Helga (1996): Jungen und Mädchen in Gruppen: die interaktive Herstellung sozialer Unterschiede. In: Tillmann, K.-J./Lenzen, K.-D. (Hrsg.): *Gleichheit und Differenz.* Impuls Bd. 28 (Veröffentlichungen der Laborschule), Bielefeld.

Breidenstein, Georg (1997): Verliebtheit und Paarbildung unter Schulkindern. In: Amann/Hirschauer 1997.

Canaan, Joyce (1987): »A Comparative Analysis of American Suburban Middle Class, Middle School, and High School Teenage Cliques.« In: Spindler/Spindler 1987, S. 385–406.

Clifford, James/Marcus, George E. (Eds.) (1986): *Writing Culture. The Poetics and Politics of Ethnography.* Berkeley.

Eder, Donna/Stanford, Stefanie (1986): The Development and Maintenance of Interactional Norms among Early Adolescents. *Sociological Studies of Child Development* 1, S. 283–300.

Eder, Donna/Parker, Stephen (1987): The Cultural Prodoction and Reproduction of Gender. The Effect of Extracurricular Activities on Peer-Group Culture. *Sociology of Education* 60 (3), S. 200–213.

Eder, Donna (1988): Building Cohesion Through Collaborative Narration. *Social Psychology Quarterly* 51.3, S. 225–235.

Eder, Donna/Enke, Janet Lynne (1991): The Structure of Gossip. *American Sociological Review* 56, S. 494–508.

Eder, Donna/Simon, Robin/Evans, Cathy (1992): The Development of Feeling Norms Underlying Romantic Love among Adolescent Females. *Social Psychology Quarterly* 55.1, S. 29–46.

Eder, Donna (1991): The Role of Teasing in Adolescent Peer Group Culture. *Sociological Studies of Child Development* 4, S. 181–197.

Eder, Donna (1995): *School Talk: Gender and Adolescent Culture.* New Brunswick, New Jersey, 1995.

Geertz, Clifford (1993): *Die künstlichen Wilden. Der Anthropologe als Schriftsteller.* Frankfurt.

Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung. In: Knapp, G.-A./Wetterer, A.: *Traditionen – Brüche.* Freiburg, S. 201–255.

Goodwin, Marjorie Harness (1985): The Serious Side of Jump Rope: Conversational Practices and Social Organization in the Frame of Play. *Journal of American Folklore* 98, S. 315–330.

Goodwin, Marjorie Harness (1990): *He-Said-She-Said: Talk as social Organization among Black Children.* Bloomington, Indianapolis, 1990.

Goodwin, Marjorie Harness (1993): Tactical Uses of Stories: Participation Frameworks Within Boys' and Girls' Disputes. In: Tannen 1993, S. 110–143.

Hagemann-White, Carol (1984): *Sozialisation: weiblich – männlich?* Opladen.

Hagemann-White, Carol (1985): »Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren.« In: Hagemann-White, Carol/Rerrich, Maria (Hrsg.): *FrauenMännerBilder.* Bielefeld., S. 224–235.

Hagemann-White, Carol (1993a): Zur feministischen Theorie der Geschlechterdiffe-

renz und ihrer Fortschreibung. In: Jansen 1993, S. 132–147.

Hagemann-White, Carol (1993b): Die Konstrukteure des Geschlechts auf frischer Tat ertappen? Methodische Konsequenzen einer theoretischen Einsicht. *Feministische Studien* 2, S. 68–78.

Hengst, Heinz (Hrsg.) (1993): *Von, für und mit Kids. Kinderkultur in europäischer Perspektive.* München.

Hirschauer, Stefan (1993): Dekonstruktion und Rekonstruktion. Plädoyer für die Erforschung des Bekannten. *Feministische Studien* 2, S. 55–67.

Holland, Dorothy/Eisenhart, Margaret (1993): *Educated in Romance: Woman, Achievement, and College Culture.* Chicago, 1990.

Jansen, Mechtild M. (Hrsg.) (1993): *Mädchenbildung und Mädchensozialisation.* Hess. Landeszentrale für politische Bildung. Wiesbaden.

Kelle, Helga/Breidenstein, Georg (1996): Kinder als Akteure. Ethnographische Ansätze in der Kindheitsforschung. In: *ZSE* 16.1, S. 47–67.

Kelle, Helga (1997): ›Wir und die anderen‹. Die interaktive Herstellung von Schulklassen durch Kinder. In: Amann/Hirschauer 1997.

Krappmann, Lothar/Oswald, Hans (1995): *Alltag der Schulkinder.* Weinheim.

Maccoby, Eleanor E. (1988): Gender as a Social Category. *Developmental Psychology* 24.6, S. 755–765.

Rhode, D. (Ed.) (1990): *Theoretical Perspectives on Sexual Difference.* New Haven.

Scheu, Ursula (1977): *Wir werden nicht als Mädchen geboren, wir werden dazu gemacht.* Frankfurt/M.

Schofield, Janet (1982): *Black and White in School: Trust, Tension, or Tolerance.* New York.

Spindler, George/Spindler, Louise (Eds.) (1987): *Interpretive Ethnography of Education.* Hillsdale, New Jersey, London.

Tannen, Deborah (Ed.) (1993): *Gender and Conversational Interaction.* Chicago.

Thorne, Barrie/Luria, Zella (1986): Sexuality and Gender in Children's daily Worlds. *Social Problems* 33, S. 179–189.

Thorne, Barrie (1990): Children and Gender. Constructions of Difference. In: Rhode 1990.

Thorne, Barrie (1993): *Gender Play. Girls and Boys in School.* New Brunswick, New Jersey, Rutgers University Press.

Tzankoff, Michaela (1995): *Interaktionstheorie, Geschlecht und Schule.* Opladen.

Van Maanen, John (Ed.) (1995): *Representation in Ethnography.* London, New Delhi.

Zinnecker, Jürgen (1987): *Jugendkultur 1940–1985.* Opladen.